



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Leonhard, A.: Populäre Unterhaltungsliteratur des zwölften Jahrhunderts.  
II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lieferten oder kreuzigten, so ließen die Karthagischen Feldherren sie absichtlich in ausgelegten Stellungen vom Feinde niedermachen, führten sie auf öde Inseln, um dort zu verhungern, warfen sie über Bord oder mekelten sie Nachts nieder. Das Verhältniß von Führer und Mannschaft war ein Zustand fortdauernder Verschwörung und inneren Krieges. Die Waffe, welche Karthago im Kampfe mit Rom führte, drohte bei jedem Hiebe zu zerbrechen oder gar die eigene Brust zu verwunden. Unzählige Unternehmungen mögen schon, ohne daß wir es wissen, im Entwurfe gescheitert sein aus Mangel an Vertrauen auf die Soldtruppen, und noch mehr schlugen, der Unzuverlässigkeit der Miethlinge wegen, in der Ausführung fehl.

Merkwürdig bleibt es bei alledem, daß die Punier im Laufe des ganzen Krieges nur einen einzigen entscheidenden Seesieg erfochten. Auf diesem Element erschien doch ihre Ueberlegenheit von Anfang an gesichert. Indeß scheint die Vereinigung hellenischer Seekunde mit der durch die Enterbrücken ermöglichten Aeußerung römischer Kampftüchtigkeit doch ein Kraftprodukt ergeben zu haben, dem die Karthager nicht gewachsen waren.

---

## Populäre Unterhaltungsliteratur des zwölften Jahrhunderts.

Von A. Leonhard.

### II.

Aus derselben Schule, derselben Zeit und derselben Gegend, wie das Märe von Drendel stammt das Gedicht von St. Oswald's Leben, welches nach einer Schaffhausener Handschrift 1835 von L. Ettmüller herausgegeben wurde. Den Inhalt dieses Gedichtes bildet die Werbung König Oswald's von England um die schöne Heidentochter Paimg oder Spange, welche er schließlich, da der Vater der Jungfrau dieselbe nicht herausgeben will, durch listigen Raub sich gewinnt. Eine genauere Betrachtung dieses heiligen Königs, des Haupthelden unsers Gedichtes, drängt zu der Annahme, daß in seiner Person der alte Germanengott Wuotan eine vermenschlichte Gestalt gewonnen hat. Bekanntlich wußte altdeutscher Glaube auch von einer Brautwerbung des obersten Gottes zu erzählen: Wenn in den „Zwölften“, d. h. in den zwölf Nächten von Weihnachten bis Dreikönigtag, der Sturmwind mit lautem Geheul über Felber und Dächer dahinfährt, dann, meinte man, jage

Wuotan mit seinen Schaaren der Geliebten nach, die dem stürmischen Werber sich keusch zu entziehen suche und erst in den „andern Zwölften“, d. i. in der Zeit vom 1. bis zum 12. Mai, von ihm glücklich gewonnen und zur fröhlichen Hochzeit geführt werde. Diese Vorstellung mag die Phantasie des Volkes zu manchen Mythen angeregt haben. Ein solcher Mythos von der mühevollen, aber doch zu glücklichem Ende geführten Brautwerbung des Gottes scheint unserm Spielmannsgedichte als Grundlage gedient zu haben.

König Oswald von England — so lautet die Erzählung — war, als er 24 Jahre alt geworden, in Verlegenheit, wo er sich eine ebenbürtige Gemahlin suchen solle. Der pilgernde Meister Warmund oder Tragemund — „72 Reiche waren ihm kund“ — schlägt Paiming oder Spange, die Tochter des Königs Araron vor, verzichtet aber zugleich auf die Ehre, des Königs Brautwerber zu sein, weil der grimme Heide jedem Werber den Kopf abschlage. Nach längerer Berathung wird ein Rabe, welcher am Hofe aufgezogen worden und jetzt plötzlich durch göttliche Einwirkung menschliche Redegabe gewinnt, mit der schriftlichen Liebesbotschaft abgesandt.

Nach einem kleinen Abenteuer mit einem Meerweibe kommt er wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung, als man dort eben abgesset hat. Er fliegt auf die Tafel, und nach vielen höflichen Bücklingen und nachdem er sich von König Araron sein Leben durch einen Eid hat versichern lassen, bringt er seine Werbung vor. Der König, darob ergrimmt, läßt den Vogel fangen, und er würde ihn getödtet haben, wenn sich nicht die schöne Paiming ins Mittel gelegt hätte. Ihre Drohung, sie werde mit einem Spielmann in alle Welt gehen — diese Wendung charakterisirt den Verfasser unsers Gedichtes — falls dem Raben der Prozeß gemacht werde, macht Eindruck auf den harten Vater und bestimmt ihn, den Vogel der Tochter zu überlassen. Diese erquickt den Raben mit „Semmeln und gutem Wein, Und was da gutes mochte sein, Zahmes und Wildbrät“ und empfängt von ihm Oswald's Liebesbrief. Mit einem goldenen Ringe, dem Symbol der Gegenliebe, und einem Schreiben der Prinzessin, welche dem Geliebten aufträgt, eine Flotte von 72 Kielen zu rüsten und den Raben und einen übergoldeten Hirsch mitzubringen, eilt der behende Vogel nach England zurück. Sofort bricht Oswald mit seinem Heere auf, vergiftet aber bei der Abfahrt den Raben. Er findet für sein Heer am feindlichen Strande eine gute Bergestätte, kann aber nichts unternehmen, bis auf ein allgemeines Gebet ein Engel den Vogel, den weisen Berather, herbeiholt. Dieser ist in arger Verstimmung: Koch und Kellner in England haben ihm nichts zu essen und zu trinken gegeben, und ihn gezwungen, mit den Schweinen und Hunden zu speisen. Energißch verlangt er Bestrafung der Uebelthäter; erst nachdem ihm diese zugesagt ist, macht er sich auf zu der Jungfrau in der Königs-

burg und beredet mit ihr heimlich einen Entführungsplan. Mit zwölf Helden, die als ehrsame Goldschmiede sich verkleiden, zieht Oswald vor das Burgthor; und während König Aron mit seinem Gefolge dem goldenen Hirsch, der freigelassen wird, nachjagt, wird die Prinzessin glücklich entführt. König Aron aber, über den Trug erzürnt, stößt in sein goldenes Horn, „das durch drei Königreiche weit erschallt“, sammelt ein großes Heer und erreicht den Räuber auf einem Eilande mitten im Meere. In seiner Noth gelobt Oswald, alles, was man künftig in Christi Namen von ihm erbitten werde, zu gewähren, wenn er heil nach England komme. Den „sommerlangen“ Tag hindurch wird gekämpft; alle Heiden werden erschlagen, nur König Aron findet Gnade. Der Sieger will seinen Schwiegervater von der größeren Macht des Christengottes überzeugen und erweckt durch sein Gebet die Erschlagenen vom Tode. Als nun der Anhänger „Machmet's“ (Muhammed's) mit Hilfe der Auferstandenen das Schlachtenglück von neuem zu versuchen wünscht, weigern diese den Dienst und verlangen nach der Taufe. Da muß auch ihr König sich fügen; nur trägt er Bedenken, sein Haupt mit salzigem Meerwasser benetzen zu lassen. Ein Brunnen süßen Wassers, den Oswald mit Gottes Hilfe aus einem nackten Felsen entspringen läßt, überhebt ihn dieser Besorgniß. Die Täuflinge, welche bereits todt waren und jetzt erfahren, sie würden im Laufe eines Jahres sterben, erklären, lieber gleich vom Leben scheiden zu wollen, und erlangen auf ein Gebet Oswald's die Erfüllung ihres Wunsches.

In England wird große Hochzeit gehalten. Unter den Schaaren der Armen naht auch der Heiland in Pilgergestalt, um den König persönlich zu versuchen. Er stellt so unverschämte Forderungen, daß die Hofleute über ihn herfallen, wird aber von Oswald mit kräftiger Hand geschützt. Selbst als der Pilger Krone und Weib vom Könige in Gottes Namen heischt, weigert dieser die Bitte nicht, jenes Gelübdes gedenkend, das er in der Noth gethan. Da giebt sich Christus zu erkennen und kündigt dem Königspaare einen sanften Tod und die Seligkeit des Jenseits an, wenn sie strenge Enthaltbarkeit in ihrer Ehe üben würden. Oswald und die schöne Paing folgen der göttlichen Ermahnung und gehen selig in den Himmel ein.

So weit das Gedicht. Der historische König von England Oswald ward 604 geboren und gelangte 635 zur Herrschaft. Er hat das Verdienst, das Britenvolk zum Christenglauben übergeführt zu haben. Wie der Held unsers Gedichtes, entsagte auch er zugleich mit seiner Gemahlin Ryneburg jedweder Weltfreude, wurde im Kampfe gegen Peuda, den König der heidnischen Mercier, getödtet und später als Märtyrer für das Christenthum heilig gesprochen. Noch heute ist St. Oswald einer der mächtigsten und gefeiertsten Fürbitter des katholischen Volkes, und sein Ansehen gilt durch ganz Oberdeutschland. J. B.

Zingerle ist in einem kleinen Buche „Die Oswaldlegende“ (Stuttgart und München, 1856) der Verehrung dieses Heiligen nachgegangen und hat manches Material herbeigeschafft, durch welches die Verwandtschaft des Heiligen mit dem alten Heidengotte Wuotan in deutliches Licht gestellt wird. St. Oswald's-Kirchen und -Kapellen finden sich über das ganze katholische Deutschland zerstreut. Die Bilder zeigen den Heiligen in königlicher Rüstung und immer in Gesellschaft des Raben, der auf dem Scepter oder dem Reichsapfel sitzt. Unter den Bauern wird St. Oswald verehrt als der gewaltige Wetterherr, der Herr der Saaten, welcher des Landmanns Hoffnung vernichten oder zum fröhlichen Gedeihen führen kann. Kein Wunder also, wenn zahlreiche Prozessionen zu seiner Ehre veranstaltet und mannigfache andere Huldigungen ihm dargebracht werden. Der Aehrenbüschel, den der Wanderer in einigen Gegenden Niederbayerns, auch in Franken und Schwaben, auf abgemähtem Felde in der Nähe des Weges hie und da stehen sieht, unter dem Namen Rothhalm bekannt, ist nichts anderes als ein uraltes Dankopfer, das dem heiligen Oswald als Herrn der Feldfrüchte geweiht wird. „In Tirol wird der Getreidebüschel zu einer Figur gestaltet; diese heißt „der Oswald“ und wird von den Mädchen mit den schönsten Blumen geschmückt; dann knien Alle im Kreise herum und danken, daß das Getreide wieder gewachsen ist und daß sie sich nicht geschnitten haben. Nach dem Gebet wird um den „Oswald“ ein Walzer getanzt, Alles jubelt und freut sich.“

Diese wunderlichen Gebräuche der süddeutschen Landleute rechtfertigen die Vermuthung, daß sich hinter unserm Heiligen ein alter deutscher Heidengott versteckt. Vielfach sind auf die Heiligen des katholischen Volksglaubens Reste der alten Religion, Attribute und Funktionen der alten Götter übergegangen: Der Gott, welcher im Gewitter waltete und mit seinem Hammer die Bergriesen, die Feinde der Kultur, niederwarf, Donner oder Thor, hat seinen Wirkungskreis St. Peter eingeräumt. Wenn der Donner heute rollt, so sagt man wohl: „St. Peter schiebt Regel“. Er gilt als Pfortner am Himmelsthore und hat Gewalt über die Schlüssel, wie nach altheidnischer Vorstellung Donner mit seinem Wetterstrahle die Wolkenschleusen öffnete, daß befruchtender Regen niederströmte. St. Peter ist der populärste Heilige geworden und wird auch im ungläubigen Norddeutschland so viel genannt, weil Donner, den er vertritt, der freundliche, schützende Gott des Bauern, der populäre Gott des „kleinen Mannes“ war. Der leuchtende Kriegsgott Ziu oder Tyr hat seine Verehrungsstätten vielfach dem strahlenden St. Michael überlassen müssen, der immer mit geschwungenem Schwert abgebildet und als tapferer Mitstreiter von den Gläubigen gefeiert wird. Freyja oder Frouwa, die Hausfrau Wuotan's, des höchsten der Götter, hat „unserer lieben Frau“ Maria weichen müssen.

Bekannter noch ist es, daß die Martinsgans und das Martinshorn ursprünglich Dankopfer für Wuotan gewesen sind, welcher in St. Martin, der die äußere Erscheinung, Mantel, Roß und Schwert durchaus mit ihm gemein hat, einen würdigen Stellvertreter gefunden hat. Die alten Heidengötter, des Kampfes mit dem übermächtigen Christenglauben müde geworden, haben sich taufen lassen, einen andern Namen angenommen, und walten und regieren nun als Vasallen des großen Christengottes noch heute über die Herzen der katholischen Menschheit.

Der heilige König Dswald, d. i. Aswald, „Walter der Asen“, konnte leicht im Gemüthe des Volkes mit dem hohen Beherrscher der Götter, die auch Asen hießen, dem Wuotan, verwechselt, ein Mythos von dem Götterkönig leicht auf den heiligen Dswald übertragen werden. Genauere Betrachtung des uns vorliegenden Gedichtes erhebt diese Vermuthung fast zur Gewißheit. Der Rabe, der dort eine so große Rolle spielt und auch auf den Bildern des Heiligen nie fehlt, wird in den historischen Nachrichten über den König Dswald von England auch nicht mit der leisesten Andeutung erwähnt; aber von Wuotan, dem Asenwalter, wissen wir, daß ihm nach altdeutscher Anschauung zwei Raben, Hugin und Munin — Gedanke und Erinnerung —, auf den Schultern sitzen, die er jeden Tag aussendet, die Zeit zu erforschen; sie bringen ihm Kunde von dem Geschehenen und Gehörten und raunen ihm dieselbe ins Ohr. Der wunderbare Goldhirsch des Spielmannsgedichtes kehrt in der deutschen Mythenvwelt vielfach wieder und gilt als Symbol der hoch über Berg und Thal dahin eilenden Sonne. Dswald macht die erschlagenen Heiden wieder lebendig, wie Wuotan die im Kampfe gefallenen Helden zu neuem Leben in Walhalla erweckt. Auch das weithin tönende Horn, das allerdings nicht im Besitze Dswald's ist, sondern vom Heidenkönig geblasen wird, erinnert an das Horn des Götterkönigs, das er an den Mund setzt, um den Einheriern, den Helden der Walhalla, die Stunde der Gefahr zu künden. Am bestimmtesten aber weisen die oben mitgetheilten Ueberreste altheidnischer Erntefeste, die nach dem heutigen Volksglauben dem heiligen Dswald geweiht sind, auf Wuotan hin, der als Wetterherr und Erntespender verehrt wurde, in dessen mächtiger Hand das Gedeihen der Saaten lag.

In St. Dswald lebt Wuotan fort, in den auf ihn bezüglichen Volkstraditionen und Volksgebräuchen haben sich Reste des Wuotanskultus erhalten. Wie nahe liegt da die Annahme, daß auch unserm Gedichte von St. Dswald eine urgermanische Wuotansmythe zu Grunde liege. Sie freilich in bestimmter und faßbarer Gestalt herauszuschälen, wäre ein zu kühnes Unternehmen, an das wir hier uns nicht hinanwagen wollen. —

Das eigentlich klassische Werk der deutschen Spielmannsdichtung ist und

bleibt Salman und Morolt, ein Gedicht, das leider immer noch einer kritischen Herausgabe harret. Moritz Haupt, der eine solche beabsichtigte, ist durch den Tod daran verhindert worden. W. Scherer macht in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts“ (S. 113) auf die Schilderung aufmerksam, die Ranke (Zur Geschichte der italienischen Poesie S. 19 f.), von dem Raccontatore in den Straßen von Venedig giebt: Auf der Riva Schiavone zu Venedig sieht man diesen „Erzähler“ alle Tage, wenn Feierabend gemacht wird, seine Zuhörer um sich sammeln. Er trägt ihnen ein Märchen oder die Geschichte eines Kriegshelden vor; in der Mitte, wenn das Interesse gespannt ist, hält er inne, um seine Centesimi einzuheimsen und sich durch einen Trunk zu erquicken; dann fährt er mit Behagen in seiner Darstellung fort. Genau so haben wir uns den Dichter des „Morolt“ unter seinem Publikum zu denken. Er hat sein Gedicht nicht in Gesänge, sondern gleichsam in Trünke abgetheilt. Er führt uns eine bunte Reihe von Begebenheiten vor, und wenn es am tollsten hergeht, die Spannung am höchsten ist und eine Katastrophe bevorsteht, dann — verlangt er nach einer Erfrischung für seine durstige Kehle, bevor er seine interessante Geschichte fortsetzt.

Zu Jerusalem, so beginnt er, herrschte König Salomo, der höchste Herr über alle Christenheit; seine Frau, mit Namen Salome, war eine heidnische Fürstentochter, welche er von ganzer Seele liebte. „Volle Freude er mit ihr pfleg, wenn er in der Kammern an ihrem schneeweißen Arme lag.“ Um diese Schöne dem Salomo abzugewinnen, zieht König Pharo von Aegypten „der auf der andern Seite des Wendelsees saß“, vor die Burg Jerusalem mit 40,000 Mann; doch wird sein Heer geschlagen, er selbst gefangen und, trotzdem daß der stolze Herzog Morolt, Salomo's listiger Bruder es widerräth, der Königin zum Gewahrjam übergeben. Diese entbrennt in heißer Liebe zu dem Gefangenen, löst seine Bande und läßt ihn entrinnen. Bald folgt sie selber dem Geliebten nach: Mittels einer „zauberkräftigen Wurz“ stellt sie sich todt, wird in dem königlichen Grabgewölbe beigesetzt und durch einen Spielmann, welcher zu diesem Zwecke von Pharo gesendet ist, heimlich nach Aegyptenland entführt. Als bald macht sich Morolt mit einem ledernen Schiffe auf, die Entflozene zu suchen. Nach sieben Jahren kommt er endlich in „eines alten greisen Juden Haut“, in die er geschlüpft war, mit der Betteltasche, auf eine Krücke gestützt, in die Burg, wo die Entflozene weilt. Der alte Krüppel erregt Mitleid, wird gut gepflegt, dann aber an einem Gesange, den er anstimmt, von der Salome erkannt und in strenge Haft genommen, um am andern Tage, sobald Pharo von der Jagd heimkehren würde, aufgekniüpft zu werden. Doch der listige Mann weiß durch einen Schlaftrunk sich der Wächter zu entledigen, scheidet den Schlafenden sämmtlich eine Platte und sticht

Grenzboten III. 1878.

mit seinem Schiffelein wieder in See. Der Kämmerer mit fünfzig Helden segelt ihm nach und ergreift ihn auch nach längerer Jagd; doch nicht lange erfreut er sich seines Fanges. Morolt macht die Schiffsmannschaft durch allerlei Schnurren sorglos, berauscht sie durch einen Zaubertrank, tödtet den Kämmerer und eilt in dessen Kleidern, „das Haar kraus und fahl“ wie jener, nach dem Königsschlosse, um dort zu melden, daß Morolt gefangen und im Meere ertränkt worden sei. Unerkannt verrichtet er des Kämmerers Dienste, setzt wieder seinen Zaubertrank in Thätigkeit, legt den schlafenden König zu den „Kapellanen“ des Hofes, einen Kapellan aber dorthin, wo nur der König ruhen durfte. Die Verlegenheiten, welche durch diesen Lagerwechsel entstehen, als die Ernüchternen erwachen, malt unser Spielmann mit humoristischem Behagen aus. Diesmal läßt sich Morolt aber nicht fangen. Durch einen Taucherapparat — höchst merkwürdig für ein Gedicht des 12. Jahrhunderts — steigt er in des Meeres Tiefe und entgeht so seinen Verfolgern. Bald erreicht er die „gute Burg“ Jerusalem. Auf seinen Bericht hin zieht Salomo mit 10,000 Helden über den „wilden See“; unfern der feindlichen Burg in einem finstern Tann machen sie Halt, der König aber sucht allein in einem Pilgergewande und bewaffnet mit einer Krücke, in der ein Schwert verborgen steckt, seiner früheren Gemahlin sich zu nähern. Trotz seiner Verkleidung wird er sofort erkannt und soll seine Kühnheit mit dem Tode büßen. Die Noth des Helden bringt den Dichter zu einem Trunke: „Nun muß er verlieren sein werthes Leben, Man wolle denn dem Leser ein Trinken geben.“

Nachdem die Labung stattgefunden, erzählt der Spielmann weiter, wie auf Bitten von König Pharo's Schwester, welche mit dem „aller schönsten Pilger“ Mitleid hat, dem Salomo auf eine Nacht das Leben geschenkt und wie der Gefangene von der liebenden Prinzessin durch allerlei Ergötzlichkeiten, durch edlen „Lautertrank“ und den Gesang eines „Fahrenden“ über sein Unglück getröstet wird. Salomo nimmt selbst die Harfe zur Hand, gedenkend „an David, den lieben Vater sein, Der vor der alten Troie (sic) Erdachte das Saitenspiel so fein.“ Am andern Morgen wird er an den finstern Tann zum Galgen geführt. Als er durch einen Hornruf seine Mannen, welche unter Führung Morolt's, zweier Tempelherren und des Herzogs Friedrich in der Nähe lagern, von seiner Noth benachrichtigt, wird er von den Heiden hart bedrängt und kommt in große Gefahr, der Dichter aber wieder zu einem Trunke: „Er fiel nieder auf das Land, Man gebe dem Leser zu trinken, sonst hat er den Tod an der Hand.“

Salomo wird noch zur rechten Zeit gerettet, das Heidenheer geschlagen, Pharo gehenkt, Salome aber gegen das Versprechen steter Treue zu Gnaden angenommen und zugleich mit Pharo's Schwester nach Jerusalem zurückgeführt.

Sieben Jahre sitzt dort die wankelmüthige Schöne neben Salomo auf dem Throne, als wieder ein heidnischer König in der beliebten Verkleidung eines Pilgers an den Hof kommt, die Liebe des treulosen Weibes gewinnt und sie mit sich fort in sein Land führt. Der Entflohenen eilt Morolt auf die dringenden Bitten seines königlichen Bruders mit seinem Schiffe nach: „Das kann doling ergan, der Leser muß trinken han.“ Durch mimische Kunst zum todstiechen, verkrüppelten Bettler entstellt, kommt er auf einem abgetriebenen Esel zur Burg des Verführers geritten und erfährt dort, daß Salome auf einer „Klause“ mitten im Meere, wo sie sich gegen die Listen Morolt's sicher geglaubt, ihre Wohnung genommen hat, zu der ein unterirdischer Gang, eine Art Tunnel unter dem Meere, von dem Palaß des Geliebten hinführt. Reich beschenkt von dem heidnischen Könige, der mit dem armen Krüppel Mitleid hat, zieht Morolt wieder ab. Aber Salome, die durch den König von dem seltsamen Kranken hört, vermuthet in ihm ihren listigen Schwager und sendet ihm Häfcher nach. Der aber hat sich inzwischen schon zum Pilger in grauem Mantel, mit weißem Bart und knorrigem Wanderstock verwandelt und leitet die Verfolger in die Irre: dann tritt er als stolzer Spielmann auf, mit „deutscher“ Harfe, in rothseidenem Roke; darauf erscheint er als Metzger und Fleischhändler und entkommt endlich als Band- und Garn-Krämer an das Meer zu seinem Schifflein. Nach Jerusalem kaum zurückgekehrt, fährt er mit 10,000 Helden in das feindliche Land und fängt mit Hilfe einer „Meerminne“, welche den von der Burg zur Klause führenden Gang zerstört, den Heidenfürsten sammt dem ungetreuen Weibe. Der Kampf, in dem ein alter Syrer, „welcher vor Troja oft das beste gethan“, die Sturmflagge führt, läßt sich anfangs für Morolt sehr gefährlich an: „Er muß verlieren sein Leben, Man wolle dem Leser ein trinken geben.“ Dann aber ist der Held siegreich und führt Salome nach Jerusalem zurück. Diese wird wegen ihrer Treulosigkeit im Bade ermordet, Salomo aber findet für den Verlust seines Weibes in den Armen der schönen Schwester Pharo's hinreichenden Trost. „Hier hat das Buch ein Ende, Gott uns sein Gnade sende.“

Daß Salomo der Held eines solchen Liebesromans geworden ist, darf kaum Wunder nehmen. War doch der weise König im Punkte der Weiber nur ein schwacher Sterblicher. Sein in der Geschichte ganz unbekannter Bruder, der Intrigant unseres Stückes, der „listige“ Morolt, darf schon eher verwunderte Fragen erwecken. Der Name des Drendel und des hl. Oswald haben uns tief in die alte deutsche Heidenwelt eingeführt; „Morolt“ oder „Markolf“, wie er auch heißt, würde uns, wenn wir dem Namen nachgehen wollten, vielleicht einen Blick in die orientalische Göttervorstellung eröffnen. Denn neueste Forschung (Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur) hat in ihm den „Markolis“ der Hebräer, den von ihnen den

Römern entlehnten Mercurius zu erkennen gemeint. Dem mag sein, wie ihm wolle; so viel scheint sicher, daß die Fabel von Salomo's und seines Bundesgenossen Brautfahrten auf orientalischen, auf jüdischen Ursprung zurückzuführen, daß sie durch einen jüdischen Erzähler oder Dichter in Deutschland bekannt geworden ist. Trotz der vielen Verfolgungen und Bedrückungen war die literarische Thätigkeit der Juden im Mittelalter nicht viel weniger regsam, der Einfluß ihrer Schriftstellerei nicht viel weniger wirksam als heutzutage. Aber das kleine humoristische Detail, welches in dem Gedichte so anziehend und so behaglich wirkt, das ritterlich-romantische Kostüm, das dem Ganzen übergeworfen ist, die wunderlichen geschichtlichen Verwirrungen, jene spaßhaften Anachronismen sind wol einzig und allein auf die Rechnung des deutschen Spielmanns aus dem 12. Jahrhundert zu setzen. Er, der Sohn des Zeitalters der Kreuzzüge, hat den Salomo, den Sohn David's und König von Jerusalem, zum Vogt der ganzen Christenheit, gleichsam zum Kaiser des heiligen römisch-deutschen Reiches gemacht, welcher mit deutschen Kriegern über das Mittelmeer gleichsam von Deutschland aus gegen die Heiden zu Felde zieht. Der deutsche Dichter war es auch, welcher die Tempelherren und den Herzog Friedrich als Dienstmannen Salomo's eingeführt und die Gestalt des Morolt zu jenem Typus des schlauen, weltgewandten Spielmanns herausgearbeitet hat, der alle Länder „von der Elbe bis an den Nordpol“ kennt. Ihm endlich haben wir die neue und staunenswerthe Mittheilung zu danken, daß David vor Troja das Saitenspiel erfunden und ein alter Syrer, der in Salomo's Heere dient, „vor Troja das Beste gethan hat“.

Man sieht: das Gedicht ist nicht aus gelehrten Händen hervorgegangen, sondern aus der Feder eines ungebildeten, aber mit reicher Phantasie begabten Mannes, eines fahrenden Sängers, der sein nach Unerhörtem verlangendes Publikum gekannt und sicherlich reichen Lohn in Silber- und Kupfermünzen aus den Taschen seiner dankbaren Zuhörer heimgetragen hat. Das Gedicht von dem Seekönig Drendel hat einige burleske Scenen, der „Heilige Oswald“ zeigt manchmal einen Anflug von Parodie; aber das übermüthigste und lustigste aller Spielmannsgedichte ist der „Morolt“; in ihm läßt sich die tolle Laune eines frischen Humors mit Behagen frei und ungebunden gehen.

Leider haben die germanistischen Forscher aus einer gewissen „Vornehmheit“, wie Heinrich Rückert meinte, derjenigen Art mittelalterlicher Poesie, welcher unsere drei Gedichte angehören, den Producten der Volksliteratur, bisher noch nicht das eindringende Studium und diejenige Aufmerksamkeit gewidmet, deren sie in so hohem Grade würdig sind. Allerdings, mit den höfischen Mitterepen, mit den gedankentiefen Schöpfungen eines Wolfram von Eschenbach, mit der anmuthsvollen Darstellung eines Hartmann von Aue, mit der von leidenschaft-

licher Gluth durchzogenen, mit allem Schmuck der Rede gezierten Erzählung eines Gottfried von Straßburg, können die kunst-, ja formlosen Erzeugnisse der fahrenden Volksfänger nicht im Entferntesten den Vergleich aushalten. Aber Werke wie Parzifal, wie Tristan und Isolde, wie Iwein oder Gref, ja selbst die Nibelungen und die Kudrun waren nur für einen exklusiven, engbegrenzten Kreis innerhalb der deutschen Nation gedichtet, wurden nur unter dem gegen die Masse des Volkes fest abgeschlossenen Mitterstande, an den Höfen und auf den Burgen von adligen Herren und galanten Edelbamen gelesen und verstanden. Unter den Bürgern und Bauern des Mittelalters haben diese Producte der höfischen Kunst kaum jemals ein Lesepublikum gefunden. Ihrer Einsicht war die stilvolle Schönheit jener Gedichte verschlossen, ihrer Gefühlsweise war die Lebensanschauung der ritterlichen Gesellschaft, die sich in jenen Werken aussprach, völlig fremd und unverständlich. Den literarischen Bedürfnissen der niederen Stände wurden die wandernden Spielleute mit ihren ausspruchlosen, zwischen Ernst und Scherz sich bewegenden Mären gerecht. Ähnliche Gedichte wie „Drendel“ „Dzwald“ und „Morolt“ werden massenweise von dem zahlreichen Stande der Fahrenden gefertigt und von Stadt zu Stadt, von Land zu Land getragen worden sein. Unre drei aber sind beim Volke besonders beliebt, ihr Vortrag für die „Leser“ besonders einträglich gewesen. Daher haben sie sich bis tief in's 15. Jahrhundert hinein auf dem Repertoire der Spielleute und in ihren Handschriften erhalten und sind so vor der Vernichtung bewahrt worden.

---

## Die Aufhebung der todten Hand in Rom.

Erst am 19. Juni 1873, also beinahe drei Jahre nach dem Einzuge der königlichen Truppen durch die Bresche der Porta Pia, wurde das Gesetz erlassen, welches den Grundsatz der Aufhebung der todten Hand auch auf die Kirchengüter der Stadt und Provinz Rom übertrug. Obschon eine Verwaltung des Kultusfonds existirte, welche für die in Folge der Aufhebung der religiösen Körperschaften im Königreich Italien abzuwickelnden Geschäfte zuständig ist, so schuf man doch für die Stadt Rom, beziehungsweise die 6 suburbikaren Bisthümer einen sogenannten „Liquidationsausschuß für das Kirchenvermögen von Rom“. Die Absicht war, auf einem konflikteschwangeren Boden mit größter Vorsicht zu verfahren, und die regelmäßigen Veröffentlichungen des Liquidations-